

FRAU PROFESSOR H. BALÁZS

Was ist das Wesentliche auf der Lebensbahn der Professorin des Lehrstuhles für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Philosophischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität – lautet unsere Frage anlässlich ihres siebzigsten Geburtstages. Sind es ihre Werke? Ihre Schüler? Ist es die Anerkennung des Fachgebietes diesseits und jenseits der Grenzen?

Es ist schwierig würdige Worte für den geistigen Trinkspruch zu finden. Die Kunst ist schwer, die alten Formeln sind erschöpft, der feierliche Text widerredet oft höhnisch. Namentlich wenn auch noch die persönliche Freundschaft eine besondere Distanzhaltung erfordert. Mit wie vielen unserer Schriften flatterte schon die prächtige Alliteration aus dem ersten ungarischen Sprachdenkmal ins Feuer. Der Geschichtsschreiber ist wahrlich zeitlos. Die Geschichtswissenschaft ist nicht so die Wissenschaft der Jugend wie die Mathematik. Die Vorbereitung erfordert lange Zeit, in Bibliotheken, Archiven verbrachte Jahre, Methodik, Sprachen, Reisen, Kenntnisse, was aber hernach folgt, das sind schon die glücklichen Jahre der Zeitlosigkeit. So viel Wiedergeburten als neue Epochen, als neue Aufgaben, die Jahrzehnte des souveränen Schaffens dienen mit der Freude der für alles aufgeschlossenen Jugend.

Vielleicht ist dies die Ursache dessen, daß wir es aus Anlaß dieser außergewöhnlichen Gelegenheit für geziemender halten bloß Erinnerungen, Eindrücke aufleben zu lassen statt eine gewichtige Würdigung zu schreiben.

Ich lernte sie im Geschichtswissenschaftlichen Institut kennen. Wir Praktikanten, die die Universität noch kaum verlassen haben und uns in den verschiedenen Historiker-Arbeitsgemeinschaften weiterbildeten, erblickten in ihr zuerst die zwanglose Gesprächspartnerin.

– Der Historiker kann spielen. Spielen mit dem Raum, mit der Zeit, mit den Helden. Er vermag die Menschen längstvergangerer Zeiten in sein eigenes Zeitalter oder in jedes beliebige Jahrhundert versetzen, um sie besser zu kennen kann er auch seine Berufsgenossen zurückführen – hörten wir von ihr hier, an der Schwelle unserer Laufbahn.

Wir schrieben die ersten Jahre des Friedens. Die heute schon als „große“ bezeichnete Historiker-Generation um die Siebzig erlebte damals

gerade ihre Schicksalsprüfungen. Ihre Studienjahre, das Gestern entfremdete sich im Bewußtsein unserer Studenten der Nachkriegszeit plötzlich zur verschwommenen Geschichte und schien sich in unbekannter Ferne zu verlieren, gleich der Kindheit, der Völkerwanderung oder der Inquisition. Die kaum Zwanzigjährigen, die bisher — wenn sie Glück hatten — unsere Staatsgrenzen nur in Gedanken überschreiten konnten, hörten von ihnen, „den Alten“ über dreißig Jahren von ausländischen Stipendien, lernten die Erfordernisse der fernen Meister, der strengen Quellenforschung.

Von ihren Zeitgenossen kümmerte vielleicht sie sich am meisten um jene, die damals die Laufbahn betraten. Sie musterte, examinierte uns schonungslos, das heißt, sie nahm uns ernst. Ihre Gespräche, die auch ihre Kollegen in ähnlichem Alter mit sich rissen, schienen uns tatsächlich ein Spiel zu sein. Sie riß uns aus der archivalischen Zettelerei, der Textauslegung, den Fachstudien, den Arbeiten, die eine fast klostermäßige Disziplin erfordern, es war uns wie ein herrliches Schulschwänzen.

Wir diskutierten über die Antiquität und lernten zugleich die Strategie des Rückzuges, der sich an den Strohalm des „mein Name ist Hase“ klammert, erwies sich doch sie, die Tochter des Lateinlehrers, als unbesiegbar. Im 18. Jahrhundert, in der Welt der französischen Salons bewegte sie sich schon damals wie zu Hause. Die Erstlinge unserer Quellenkritiken bluteten noch aus tausend Wunden bis wir über die Klippen des Zeitalters hinwegkamen und das komplizierte Signalsystem des Ancien Régime erlernt hatten. Sie verstand es schon damals vortrefflich unter dem Deckmantel geistreichen Geplauders, frivoler Scherze, geheimer Stelldichein, Lebensschicksale, Liebeleien, Tragödien die geschichtliche Strömung und die geheimen Gesetze des Überlebens zu vergegenwärtigen. Seither wissen wir es, daß auch dies nichts anderes war wie ein blutigernstes, nicht alltägliches Historiker-Examen, und damals begannen wir es zu ahnen, wie die Quelle und auch die Freude des Spieles und der anspruchsvollen Wissenschaft die gleiche sein kann.

Was wurde wohl aus dieser eigenartigen Atmosphäre der Glanzzeit unseres Instituts in die Geschichtsschreibung eingebaut? Was trugen von ihr die damals beginnenden — seither zu bekannten Historikern herangewachsenen — László Benczédi, Antal Vörös, János Varga und andere mit sich? Es wird die Aufgabe der Historiographen sein dies zu ermitteln. Vielleicht bewahren auch meine alten Freunde andere Bilder von ihr, das der kritischen, gestrengen Professorin, der anspruchsvollen Eingeweihten, es ist möglich, daß die Züge der undurchschaubaren, unermüdlichen Organisatorin lebendiger im Gedächtnis haften.

Es wurde häufig erwähnt, daß aus dem legendären Seminar von Professor Mályusz die wohl vorbereiteten Herren Kollegen der Reihe nach ausfielen, sie blieb unter den Wenigen, die die Proben bestanden haben und schrieb ihre Abhandlung über die Entwicklung des Komitats Kolozs.

Was vermag jemanden, mit der heiteren Lebensanschauung ihrer Schriftsteller-Eltern dazu zu bewegen die Fesseln der düster-strengen Wissenschaft auf sich zu nehmen? Und warum läuft jemand, mit der die epo-

chenwechselnde Geschichte jenes grausame Spiel trieb, daß ihr Erstlingswerk zusammen mit dem Impressum – Budapest, Királyi Magyar Egyetemi Nyomda (Königlich Ungarische Universitätsdruckerei) 1939 – auch die Hoheitszeichen der zur Neige gehenden Vergangenheit an sich trägt, Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre abermals aus dem Hafen des Fachs aus?

Angesichts ihrer Fertigkeiten und ihres Wissens hätte sie Schriftstellerin, Gymnasiallehrerin oder Diplomatin werden können. Wie scheidet sich aus den Möglichkeiten das sich Realisierende aus? Wann entscheidet es sich, ob aus dem Philosophiestudenten ein Historiker oder ein Meister der Essays wird? Und wie lebt in dem sich Realisierenden dennoch alles weiter, was anscheinend eine verworfene Möglichkeit ist?

Ihre Tätigkeit begann sich zugleich mit den ersten Schritten der neuen ungarischen Geschichtsschreibung, Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre zu entfalten. Wenn wir ihre ersten Unternehmungen aus der Perspektive unserer heutigen Kenntnisse betrachten, sehen wir, daß sie die Art und Weise der zeitbeständigen Fundamentierung von Bauten auf weite Sicht gefunden hat. Inmitten der schwierigen Verhältnisse, der kleinlichen wissenschaftspolitischen Direktiven fand sie immer noch mannigfache Möglichkeiten dafür, die wertvollen Lehren der alten Meister ins Neue weiterzuführen, die edlen Traditionen fortzusetzen, jenen, die als schwarze Schafe galten, behilflich zu sein, damit sie ihre Arbeitslust nicht verlieren. Der Strömungswiderstand der Zeit ließ auch sie nicht unversehrt. Was hielt sie dennoch in der Anziehungskraft der Laufbahn?

Sie schätzte die Quellen immer hoch ein. Als Sekretärin der Ungarischen Historischen Gesellschaft sorgte sie für die Herausgabe mehrerer Serien von Quellenpublikationen. Der Stoff der Kossuth Iratok (Kossuth-Schriften), der Magyar Jakobinusok Iratai (Schriften der Ungarischen Jakobiner), der Ráday Iratok (Ráday-Schriften), aller zwischen 1949 und 1966 erschienenen oder unter Dach und Fach gebrachten Quellenpublikationen wurde seither in die ungarische Geschichtsschreibung eingebaut. Einen brennenden Mangel würden die damals begonnenen, aber im Laufe der Zeit leider ins Stocken geratenen Quellensammlungen beheben.

1951 sorgte sie für die Herausgabe einer einzigartigen Quellenauslese: der Jobbágylevelék (Leibeigenenbriefe). Von den Seiten des aus der Sammlung mehrerer Verfasser zusammengestellten Bandes blickt das produktive, die Lasten des Feudalismus tragende Volk auf uns. Zum ersten und zugleich für lange Zeit auch zum letzten Mal wurden solche Leibeigenenbriefe in der ungarischen Geschichtswissenschaft nur im Reformzeitalter publiziert, wobei über die für Ungarn günstigsten Modalitäten einer bürgerlichen Umgestaltung und die Möglichkeiten für eine Schaffung der nationalen Unabhängigkeit heftig debattiert wurde. Das Quellenmaterial ist jedoch noch keine Geschichte. Für sich kann aber keine einzige Gesellschafts-kategorie interpretiert werden.

Die sich ausweitenden Kreise ihrer Untersuchungen gingen gleichfalls von einer Quellenpublikation aus. Der Band „Mátyás a kortársak között“ (Matthias unter den Zeitgenossen) brachte schon in seinem Titel

eine neuartige Anschauungsweise zum Ausdruck. Diese neue Anschauungsweise setzte sich schon ganz früh, in der damals noch völlig außergewöhnlichen Beurteilung Josephs II. durch. Der große Herrscher ist keine statische Denkmalfigur, sondern eine lebendige Persönlichkeit, so wie es die zeitgenössischen Politiker, Wissenschaftler, Soldaten, Adelige und Bauern formulieren, wie ihn Dialoge, Kritiken, Meinungen und Gegenmeinungen qualifizieren. Auf diese Weise prüfte sie die Lage und die Bewegungen der Leibeigenschaft in ihren Zusammenhängen mit der Politik der Staatsgewalt, mit dem aufgeklärten Absolutismus, der Adelsgesellschaft und der Ideenströmungen. Sie umriß als erste ein nuanciertes Bild von Joseph II. und interpretierte diese tragische und zwischen Widersprüchen gemartete Persönlichkeit der europäischen und heimischen Aufklärung in ihren Zusammenhängen mit der perspektivischen Entwicklung als modernen Herrscher, zu einer Zeit, da jene, die mit der schwarz-weißen Betrachtungsweise operierten, noch leichtfertig über ihm den Stab brachen: „Er wurde gewogen und für leicht befunden“. Sie wandte die Aufmerksamkeit seinen Reformen zu, als es noch viele gab, die mit wohlwollender Unwissenheit die alten, abgenutzten Topos wiederholten.

In ihren kurzen Studien konzentrierte sie solche Erkenntnisse, die auch heute noch am Programm monographischer Forschungen stehen: Der ungarische Adel des 18. Jahrhunderts hat eine unternehmungslustige, gebildete Schichte, die an den politischen Reformbewegungen teilnehmenden Magnaten und Kleinadeligen, die alle Freimaurer sind, und an ihrem Tisch wuchs jene aufgeklärte Intelligenz heran, die eine so tragische Laufbahn beschreiten mußte. Es ist wahrscheinlich keine Übertreibung, wenn wir meinen, daß sie es war, die die Aufmerksamkeit der Forscher den internationalen Beziehungen der ungarischen Freimaurerei zuwandte.

Sie schaltete sich mit einem reichhaltigen neuen Tatsachenmaterial und mit einem auch auf der breiten Skala der Ansichten souveränen Scharfblick in die größeren Historikerdiskussionen der Sechzigerjahre, namentlich in die über die nationale Frage und über den Absolutismus ein. Diese Diskussionen gingen von ferner aus als unsere kurze Epoche und nur der unorientierte Interessent meint, daß sie sich nur innerhalb unserer Landesgrenzen abgespielt haben. Es waren dies die Wellenschläge einer allgemeinen, großen Umgestaltung der Geschichtswissenschaft und während diese neuartige Anschauungsweise zustandekam, wurden die Historiker – um den treffenden Ausdruck eines unserer Kollegen zu gebrauchen – aus dem Paradies vertrieben, wo sie mit kindlichem Glauben meinten, daß die Quellen immer darüber sprechen, über das sie zu sprechen scheinen und daß die historische Wirklichkeit statt durch Erfassung der gesamten Vergangenheit auch durch einige herausgegriffene Zitate rekonstruierbar ist. Sie kannte bereits jene historische Betrachtungsweise, die hauptsächlich durch die Namen von Lucien Febvre und Marc Bloch gekennzeichnet ist und in der Arbeit der Annales-Schule sich zu einem großen Umgestaltungsprozeß entfaltete. Ja, ihre im Jahr 1967 erschienene Monographie verrät noch mehr.

„Berzeviczy Gergely, a reformpolitikus (1763–1795)“ (Gergely Berzeviczy, der Reformpolitiker (1763–1795) auf diesen Titel horchen die

Menschen heute so richtig auf. Die Reformpolitik beginnen die Forscher — als einen Faktor, der auch in den früheren Jahrhunderten unserer Geschichte des feudalen Zeitalters zugegen war — bei uns erst in den letzten Jahren gründlicher unter die Lupe zu nehmen. In der Diskussion über die nationale Frage erheben sich vor jenen, die sich auch für die wirtschaftlichen Motive interessieren, zahlreiche Warnungstafeln, früher schützte sie der wohlwollende Dilettantismus fast mit einem Flammenschwert, um zu verhüten, daß sich die Ideen mit den wirtschaftlichen Interessen verknüpfen. Diesen tatsächlichen Zusammenhang formulierte sie kurz und bündig folgendermaßen: „Im Hintergrund der Unabhängigkeitskämpfe ist häufig der Weinhandel eine der wesentlichsten treibenden Kräfte“. Es ist dies nicht der erste Fall, wo sie mit einem einzigen Satz ein Thema exponiert, das seit mindestens hundert Jahren seinen Monographen sucht. Sie verfügt über die moderne Fähigkeit das Ganze einheitlich zu erfassen, alte Grenzmarkierungen von Epochen und Fachgebieten kennt sie einfach nicht. Sie ist in der Lage die jahrhundertelange Geschichte der Kämpfe einer armenischen Weinhandelsgesellschaft, die sich mit dem Privileg von Ferenc Rákóczi II. betätigt, und das Wesen der Streitfrage um die Wirtschaftspolitik des Habsburger-Absolutismus vom 18. Jahrhundert in einem einzigen Gedankenbogen zusammenzufassen. Sie nahm niemals die schweren Waffen des Wirtschaftshistorikers in Anspruch, und dennoch schaltet sie die Phänomene der Bildung und Mentalität, die Auswahl der Persönlichkeiten immer wieder mit Erfolg auch in die wirtschaftlichen Sphären ein.

Aufgrund ihrer jüngsten Formulierung, mit der sie die Einheit von Mensch, Landschaft, Wirtschaft, Weltkenntnis skizziert, könnte man die Grundsätze der interdisziplinären Methode unterrichten. „In der feudalen Gesellschaftsstruktur waren eine günstigere Lage, ein mobiles, freundlicheres Leben, eine Möglichkeit geboten, die mit Phantasie weitergebaut werden konnte. Wir könnten auch sagen: die Weinbaugegend hatte eine erziehende Wirkung, und es kann nicht als Zufall betrachtet werden, daß wir unter den Besitzern der Hügellandschaft von Tokaj die Menschen antreffen . . . die bis zur Ebene des Schaffens gelangt sind.“ Diese interdisziplinäre Methode bringt sie auf ihrem ureigensten Schaffensgebiet, in der in gesellschaftshistorischen Stoff eingebetteten Politikerbiographie, mit einer fast unmerklichen Leichtigkeit zur Geltung. Während sie den Lebensweg Gergely Berzeviczys vom Zipser Herrenhaus über die Studienreisen nach Göttingen und Paris, sowie die adelig-nationalen Bewegungen bis zum Reformzeitalter mit großer Darstellungskraft verfolgt, vernachlässigt sie auch die Welt der Berufsgenossen, der Freunde und Gegner, ja selbst die familiären Komplikationen und die Krisen des Privatlebens nicht. Sie vermag auf diese Weise ein mächtiges gesellschaftliches Tableau zu zeichnen. Und der arglose Leser, der meint, früher oder später einem unbekannten Revolutionär-Schema der Martinovics-Bewegung zu begegnen, wird sich die Augen reiben, wenn sich vor ihm mit einer unerwarteten Wendung ein bisher unbekanntes Kapitel der ungarischen politischen Kultur erschließt. Ihren Helden bewertet sie mit seinen eigenen Worten,

mit denen er die Richter qualifizierte, die die Bewegung liquidiert hatten: „als ob sie dem Talent und der Wissenschaft den Krieg erklärt hätten.“

Es ist uns bekannt, daß sie schon lange am zweiten Band des Berzeviczy arbeitet. Es wurde an sie bereits die Frage gerichtet, warum sie das in diesem grundlegenden Werk umrissene, weiteres halbe Dutzend Monographien nicht geschrieben hat. Warum sie ihre Wertstützpunkte mit der gesellschaftshistorischen Synthese Ungarns im 18. Jahrhundert nicht aufgebaut hat?

Die Antwort fällt denen nicht schwer, die ihre Arbeitsmethode kennen, sie auf internationalen Konferenzen sehen, oder mit ihren Schülern zusammenkommen. Sie ist eine jener Historiker, die aufgrund ausgedehnter archivalischer Forschungen arbeiten. Sie sammelte ihr Material nicht nur in den heimischen Archiven und Handschriftensammlungen, sondern auch in jenen von Paris, Wien, Krakau, Warschau und den Zipser Städten. Dieses einmalig reiche und farbige Quellenmaterial ist als Inspirationsfaktor auch in ihren mit großer sprachlicher Erudition geschriebenen Werken zugegen. Als Quellen beleuchten sie immer wieder neue Bereiche der Vergangenheit und spornen sie zu komparativen Studien an. Viele Quellen gab sie in die Hände ihrer Schüler und setzte damit eine ganze Reihe neuer Forschungen in Gang.

Sie erschien verhältnismäßig spät, aber sehr wirksam in Europa. Sie ist immer häufiger in der Gesellschaft französischer, deutscher, italienischer, österreichischer Historiker anwesend, nimmt an angesehenen internationalen Konferenzen und Kolloquien in engerem oder weiterem Kreise teil. Sie gehört zu jenen, die es schon ganz früh betonten, daß die heimische Geschichte international eingebettet ist. Selbst bei der lässig gehandhabten Registratur unserer geistigen Leistungen wissen wir, daß sie eine jener ist, die den Begriff der Mittel-Osteuropäischen Aufklärung bei uns eingeführt haben.

Was ist ihr Geheimnis, mit dem sie die Aufmerksamkeit der ausländischen Kollegen erweckt? In ihren die europäische und die heimische Geschichte vergleichenden Dialogen macht sie einen eigenartigen Denkmechanismus geltend. Eine Anzahl ihrer Studien und Vorträge erweckt im Ausland ein besonderes Interesse, weil sie ihre Kollegen zwecks Bestätigung oder Widerlegung der neuen allgemeinen Erkenntnisse stets mit ungarischen Original-Quellenmaterial und Archivdokumenten überrascht. Vielleicht wird sie auch deshalb von ausländischen Stipendisten aufgesucht und ist häufig von Konsultierenden umgeben. Sie ist in der Lage nachzuweisen, daß auch die heimische Aufklärung, der Josephinismus, die Politik des ungarischen Adels organische Bestandteile der Geschichte Europas sind, ohne die das vom Ganzen gestaltete Bild mangelhaft und falsch ist.

Auch die aus der Untersuchung anderer Himmelsrichtungen und Länder gezogenen Ergebnisse zwingt sie nicht der heimischen Wirklichkeit auf. Im Vorwort, das sie zu der 1975 veröffentlichten ungarischen Übersetzung des 1958 erschienenen berühmten Werkes von Georges Duby und Robert Mandrou, die *Histoire de la civilisation Française* schrieb, umreißt

sie nicht allein die Geschichte der Annales, auch hebt sie nicht nur deren Bedeutung mit gelassener Kritik hervor, sondern sie spricht vielmehr über die unmotivierte Langsamkeit der Entwicklung der ungarischen Geschichtswissenschaft. Die heimischen kulturgeschichtlichen Forschungen – stellte sie fest – blieben im internationalen Wettlauf zurück. „Wir müssen eher uns selbst ermahnen. Bei uns ist kaum eine ungarische Kulturgeschichte erschienen. Die marxistische Geschichtsschreibung befaßte sich vielfach mit den methodischen Fragen der Kulturgeschichte, doch bis zur Ausführung gelangte sie leider nicht.“

Viel Zeit raubten ihr die Redigierung und Wissenschaftsorganisierung. Sie war Mitredakteurin der Történelmi Szemle (Historische Rundschau), der Bände der französisch-ungarischen Kolloquien. Sie rief mehrere Serien ins Leben und gibt auch heute noch die Bände von Életek és Korok (Leben und Zeiten) heraus. Doch all dieses, das Redigieren und Organisieren genauso wie ihre früheren Arbeitsplätze – das Ministerpräsidium, dann das Geschichtswissenschaftliche Institut – scheinen im Vergleich zu ihrem wichtigsten Posten, zu ihrer Hauptzuneigung nur flüchtige Abenteuer zu sein. Die Universität, das Unterrichten sind die für ihre Arbeit auch inmitten der Wandlungen der Jahrzehnte stets kennzeichnende Beständigkeit. Das Lebenswerk entstand auch in den Vorlesungen und Seminaren, auch die sich aus den den Schülern weitergegebenen Quellen gestaltenden Schöpfungen bauen es weiter, und der Nachwuchs, die herangezogenen jungen Forscher des 18. Jahrhunderts, die Schüler setzen es fort.

Mit kurzen Unterberechnungen lehrte sie dreieinhalb Jahrzehnte lang. Auf die Frage, wie viele ihre Diplomarbeit bei ihr geschrieben haben, konnte sie im Handumdrehen nicht antworten, mit dem Nachzählen hörten wir irgendwo um die Achtzig auf. In die allgemeine Geschichte des Zeitalters des Feudalismus brachte ihr an den heimischen Verhältnissen geschultes Wissen Originalität, in die ungarische hingegen ihre internationale Bewandertheit, ihre Anschauungsweise, mit der sie die ferneren Zusammenhänge beobachtete. Sie gibt ihren Schülern Bücher in die Hände, die als Rarität gelten und vielen Studenten verhilft sie zu Stipendien für Studienreisen ins Ausland. Seit langem betont sie, daß ohne Kenntnis des Mittelalters die Phänomene der neuen und neuesten Zeit nicht genau geortet, nicht mit Sicherheit beurteilt werden können. Die Arbeiten der Schüler erbringen den Beweis dessen, daß die gute Universität nichts anderes wie eine Werkstatt ist, der wissenschaftliche Nachwuchs wird im wesentlichen auch heute noch, genauso wie einst, an den Universitäten herangezogen. Der Gelehrte bedarf der Rückmeldung des Schülers, der Student hingegen entwickelt sich allein an der den Verstand mobilisierenden Wissenschaft zur geistigen Volljährigkeit.

Die heimische und die Universalgeschichte der Geschichtswissenschaft beweist es überzeugend, daß die Geschichte niemals das Werk eines einzigen Schöpfers oder einer einzigen Generation ist, sie wird durch die gemeinsame Tätigkeit von Generationen, im Laufe von bahnbrechenden Wahrnehmungen und Auseinandersetzungen aufgebaut, Rückmeldungen und Gegenmeinungen werden im Schmelzofen jener geschmiedet, die die

Hierarchie der Toleranten, der nach Wissen und nach Besserem strebenden Erkenntnis, der die wissenschaftliche Wahrheit Suchenden kennen. Ihre Universitätsarbeit betrachtend studieren wir — mit einer langen, im Forschungsinstitut verbrachten Vergangenheit hinter uns — nur zu frisch die Welt der Universität und sind der Meinung, daß sie ihre Schüler und die Wissenschaftsgeschichte unter jenen verzeichnen wird, die hier oft unter überaus ungünstigen Verhältnissen lebensfähige Werkstätten geschaffen haben.

Sie ist Verfasserin und Herausgeberin von mehreren Universitätslehrbüchern und Skripten. Für den vierten Band des Handbuchs Magyarország Története (Geschichte Ungarns) schreibt sie die Kapitel, welche die Epoche des aufgeklärten Absolutismus zusammenfassen. Ihre Feststellung über den überaus zutreffenden Vergleich des Wertes von Lehrbuch und Monographie ist demnach authentisch: Das gute Lehrbuch ist eine gleichrangige Schöpfung mit der monographischen Zusammenfassung, wer zwecks Durchsetzung der pädagogischen Ziele von einer Zurückhaltung oder gar Aufgabe der Wissenschaftlichkeit spricht, der versteht nichts von der Wissenschaft, noch von der Pädagogik. Auf Universitätsebene können Wissenschaft und Pädagogik nicht voneinander getrennt werden. Hier auf der Universität kann das besondere Interesse für Menschen, Qualität und Forschung richtig geltend gemacht werden.

Ihre jüngste Studie — *Portó és Tokaj* (Porto und Tokaj) — weist schon in ihrem Titel auf den heimischen und europäischen Pol ihres Interessenbereiches hin — und ist zugleich auch ein der Gelegenheit angepaßter spielerischer Trinkspruch, Treue zu den Triebkräften der Jugendzeit. Wir wünschen also im Namen ihrer Freunde und Kollegen, sie möge all das, was sie für die Geschichtswissenschaft bedeutet, noch recht lange bewahren.

Ágnes R. Várkonyi